

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 10 (1906-1907)
Heft: 9

Artikel: Klöntal : Plauderei [Schluss]
Autor: F.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heit konnte auch hier wieder das Tierexperiment einsetzen, um Mittel zu ihrer Bekämpfung zu finden. Gewisse Erfolge sind bereits erreicht, aber sie sind noch nicht hinreichend sichergestellt, um an dieser Stelle besprochen zu werden.

Klöntal.

Plauderei von F.-B.

(Schluß.)

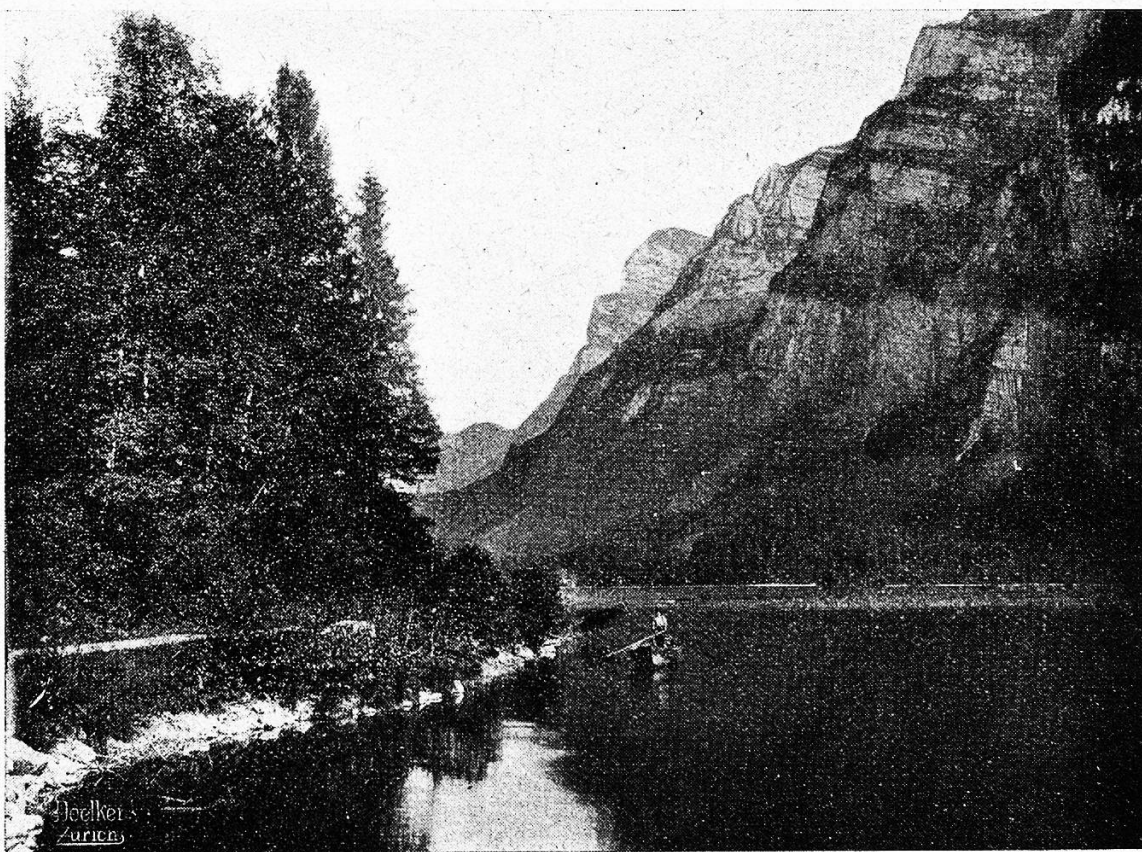
Menschenleben sind bei diesen titanenhaften Ereignissen keine zugrunde gegangen. Wahrscheinlich ist, daß das höchste Wesen der irdischen Schöpfung zu jener Zeit bereits erschaffen war. Allein die Wiege des Geschlechts stand sicherlich in fernab liegendem freundlicherem Lande. In das Hochgebirge sind unsere Urahnen nicht allzu frühe eingezogen. Mag der Mensch körperlich gebildet worden sein, wie immer er wolle, hervorgegangen in langsamer oder schnellerer Entwicklung aus dieser oder jener Tiergattung, was ihn erst zum Menschen erhoben und ihn als einziges Geschöpf derart über alle andern Lebewesen auf Erden gestellt — der Geist, die Seele — ist zur bestimmten Stunde und an bestimmtem Orte zum ersten Male auf unsern Planeten gekommen. Die Spinne spinnt ihr Netz, dieses wunderbare Kunstwerk, ebenso schön, aber auch um kein Jota anders oder zweckdienlicher, als vor hunderttausend Jahren in der Interglacialzeit. Und der bengalische Tiger war von Anbeginn seines Bestehens wahrscheinlich weder grausamer noch sanftmütiger, denn heutzutage. Nur der Mensch hat kraft dieses Anteils an der Ewigkeit die Erde erobert, ungeahnte Fortschritte gemacht und ist ein höheres und besseres Wesen geworden.

III.

Wir sitzen in der Stube neben dem warmen Ofen, im Halbdunkel selbst um die Mittagszeit. Draußen schneit es unaufhörlich, bald in wirbelndem Gestöber, bald in dichtem Flockenfalle. Seit Tagen ziehen vom atlantischen Meere her die Wolkenmassen gen Osten und schütten das gefrierende Naß über das Festland aus. Die Schneedecke wächst von Stunde zu Stunde, je höher ins Gebirge hinauf, desto mehr. Mühsam gehen die Leute über die Straße; in den Höhen ist es mit dem Verkehre vorläufig aus. Dann klärt das Wetter auf und mit grimmer Kälte führt der Winter sein Regiment! Wie weißgekleidete Riesengeister ragen die Berge in lichter Vollmondsnacht gegen den sternbesäeten Himmel. Die Sonne scheint ihre Wärme stark eingebüßt zu haben; Licht jedoch gießt sie auf kurzem Tagesbogen in Fülle auf das schimmernde Land. Die Pflanzenwelt hat sich schon vor Wochen auf Schnee und Frost ein-

gerichtet, aber die armen Tiere in Wald und Feld müssen uns dauern. Getrost! Mutter Natur hat sie — die ja in unsern Himmelsstrich passen — gegen die dem Leben feindliche Kälte gewappnet. Zudem hat auch der Winter wärmere Tage und wird nach ein paar Monaten dem Frühling weichen.

Rasch folgen sich die Jahreszeiten für den beschäftigten Menschen während seiner eng gesteckten irdischen Daseinsgrenzen. Wie kurz erscheinen ihm diese Spannen und wie verschwindend klein erst sind sie gemessen an dem Entwicklungsgange unseres Himmelskörpers. Aber seit der Tertiärzeit haben, wie wahrscheinlich nie zuvor, auch lange, kalte Perioden abgewechselt mit wärmeren;



Aletschsee.

Nach Aufnahmen des Photographie-Verlags Wehrli u. Co., Kilchberg.

Gletscherzeiten mit Zwischengletscherzeiten. Jedes Jahr stand zwar einmal die Sonne am höchsten und wärmte am stärksten, und einmal am tiefsten, im Winter. Doch was waren das für Sommer in jenen Jahrhunderten, als die Vereisung des Erdballs am weitesten vorgeschritten war?

Werter Freund! Laß uns im Geiste abermals unsere Glarnertäler besuchen; gerade mitten in der letzten, der größten Eiszeit.

Wir kennen uns nicht aus. Bloß die allgemeinen Linien der Bergzüge sind dieselben geblieben, alles andere ist nicht mehr, wie es gewesen. Wir suchen den Standpunkt aus der Interglazialzeit, gegenüber dem Ausgange des Aletals. Wir finden ihn nicht mehr, denn er ist trotz seiner einstigen Höhe

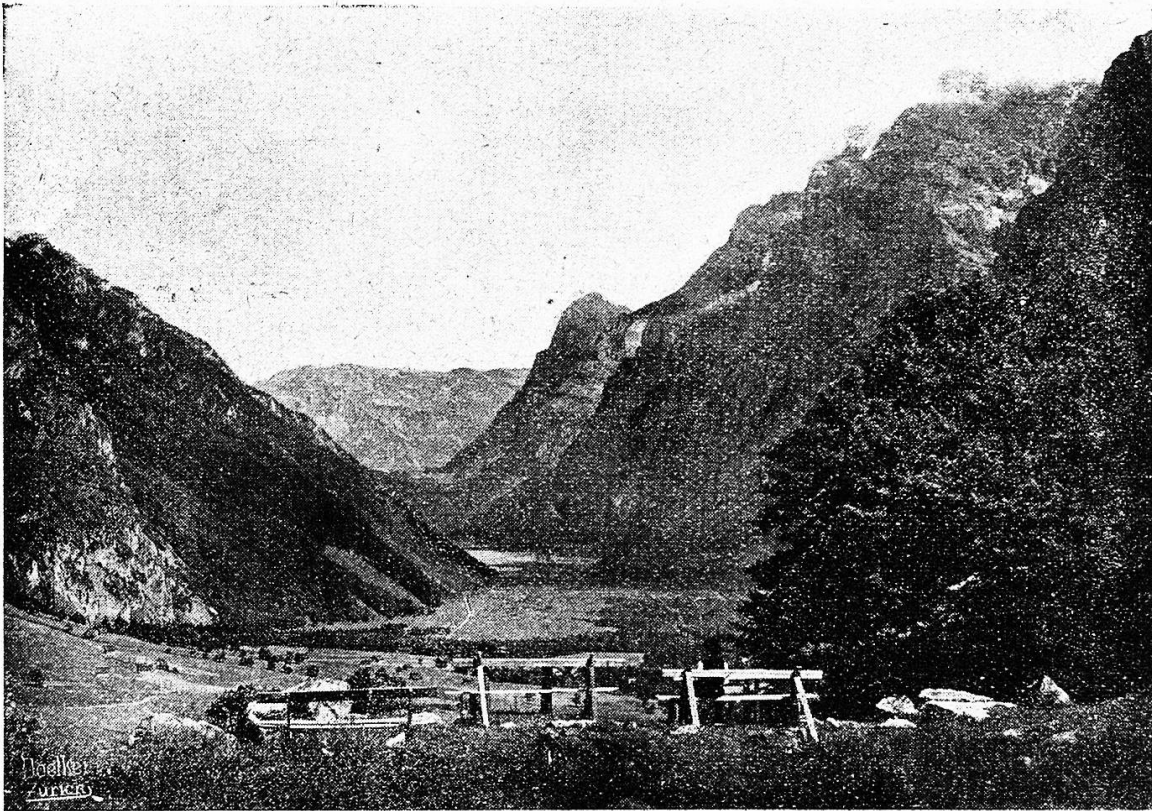
im Eise begraben. Wir müssen höher hinauf und wählen geradezu den Gipfel des „Schilt“ als Aussichtswarte. Von hier schweift der Blick in die Täler hinein und nordwärts über Vorberge und Hügel ins weite Land hinaus.

Welch' grenzenlose Überraschung!

So weit das Auge reicht, fast nichts als Schnee und Eis und kahler Fels. Namentlich gegen Süden, gegen das Hochgebirge hin, scheint die Erde erstarrt. Und doch verzeichnen wir Mittag eines blendend klaren Hochsommertages. Das beweist uns die Höhe der Sonne, deren feuriger Ball, wie auch der mildleuchtende Mond damals fast die gleichen Bahnen am Himmel zog, wie in der Gegenwart. In kalter Pracht unter einem strahlenden Blau grüßen die Eisriesen des „Tödi“, Clariden-, Biserten- und Käpffstocks und wie sie alle heißen, über die schimmernden Firnfelder der Vorberge herüber. Im Tale liegt der gewaltige Linthgletscher, gerade unter uns einen jähren Absturz bildend. Denn der Eisstrom gleitet hier über den Rand des einstigen „Guppenbergsturzes“ ab. Einen ebensolchen, jetzt stark zerklüfteten Absturz erblicken wir uns gegenüber. Der mächtige „Löntschgletscher“ fällt kurz vor seiner Vereinigung mit dem Linthgletscher über seine Unterlage, den Sackberg, ab. Ein wild romantisch Bild. Diese Spalten und Schründe, Türme und Zacken aus blauem Eis. Heutzutage ziehen Linth und Löntsch vereint in raschem Laufe dem Tiefland zu. Auch die beiden Gletscherströme taten so, doch ging die Reise recht langsam vor sich. Und wie von jeher die Flüsse alles mögliche mit sich schwemmen, so verfrachteten auch die gefrorenen Wassermassen von damals großes und kleines Material auf weite Entfernungen hin. Die Fracht bestand allerdings fast ausschließlich aus Schutt und Felsgetrümmer; abgedrückt durch den drängenden Gletscher oder abgesprengt durch den Frost und auf das Eis gefallen. Wir verfolgen die Moränen, bis ihre Linien in der Ferne verflimmern.

Drüben an den sonnigen Halden des Wiggis sind doch einige Stellen enger geworden. Ja, wir glauben etwelche Färbung des Bodens wahrnehmen zu können; und gegen Norden wird der Anblick des Landes freundlicher. Dort sind um diese Jahreszeit weite Flächen grün, in den besten Lagen sogar mit niedrigem Nadelholz bestanden. Diese mit Pflanzenwuchs bedeckten Gefilde stehen wie Inseln im Meere von Eis. Denn, wie aus dem Glarner-tale, so fließen auch aus den übrigen Haupttälern der Alpen die gepreßten Gletscher ins flachere Land, verbreitern sich, stoßen aneinander und bilden schließlich im Norden einen geschlossenen Ring bis weit nach Süddeutschland hinaus.

Es wird ordentlich warm auf unserer glitzernden Warte. Unten auf dem Gletscher bilden sich Tümpel und da und dort rinnen kleine Bäche von Schmelzwasser über das Eis, um gurgelnd in der ersten besten Spalte zu verschwinden. Die Wasser sammeln sich auf dem Grunde der alten Talböden und fließen, dem Auge verborgen, dem Meere entgegen. Wo hat sich einst das Riesen-



Richtisau. Schwammhöhe.

Nach einer Aufnahme des Photographie-Verlags Wehrli A.-G., Riltberg.

gletschertor gewölbt, aus dem der Rhein mit allem Wasser der Nordabdachung der Schweizeralpen und sogar des Rhonetales ans Tageslicht getreten ist?

Um uns herum herrscht Totenstille. Keines Vogels Schwingen bewegen die Luft, keine Mücke summt. Da horch! Von fernher kommender rollender Donner weckt unsere Aufmerksamkeit. Richtig; drüben am Hängegletscher des „Gleiter“ erfolgt ein größerer Sturz. Eine Eis- und Steinlawine poltert minutenlang auf den Löntschgletscher hinunter. Nach fürchterlichen Sägen schlagen große Felsstücke in denselben ein. Noch das Echo; dann umfängt uns die frühere jeden Tones bare Ruhe.

Wie wird das Gemälde ausgesehen haben, welches der Winter in jenen Zeiten hier entworfen hat? Jedenfalls ein schreckliches Abbild des Todes.

Was war aus der lebendigen Welt geworden, die vordem das Alpengebiet bewohnt und erfüllt hatte? Wir sahen ja das Glarnerland, als die bösen Folgen der furchtbaren Bergstürze „Guppen“ und „Gleiter“ längst verwischt gewesen. Da wurde das Klima mählig feuchter und kühler. Immer länger andauernde Winter brachten wachsende Schneemengen, welche die kürzer werdenden Sommer nicht mehr ganz wegzuschmelzen vermochten. Immer mehr Flächen blieben ständig schneebedeckt. Von den Firnen rückten die Eiszungen weiter und weiter vor. Vegetation und Tierleben mußte in gleichem Grade weichen. Arten um Arten, schließlich auch die widerstandsfähigsten, gingen zu Grunde, sofern ihnen

nicht, wie vielen Tiergattungen, die Auswanderung möglich war. Allein die letztere fand nach Norden zu bald ein unüberwindliches Hindernis in den aus Skandinavien bis nach Norddeutschland vorgebrungenen arktischen Eismassen. Im freien Zwischengürtel blieben wohl nur noch Organismen übrig, welche heute den kälteren Erdgebieten angehören.

Alles Leben hat jedoch in jenen grimmen Zeiten auch das Alpenland nicht verlassen. Wie heute auf aper werdendem Boden über 2500 Meter Meereshöhe, so wird auch damals bei ähnlichen Verhältnissen tiefer unten eine dürftige arktische Flora und ebensolche Insektenfauna den Kampf ums Dasein siegreich bestanden haben. Und auf jenen grünen Inseln im Vorlande mögen sich selbst Säugetiere, wie Eisfuchs, Lemming und dergleichen des Lebens gefreut haben. Sollte die Erde völliger Erstarrung entgegengehen?

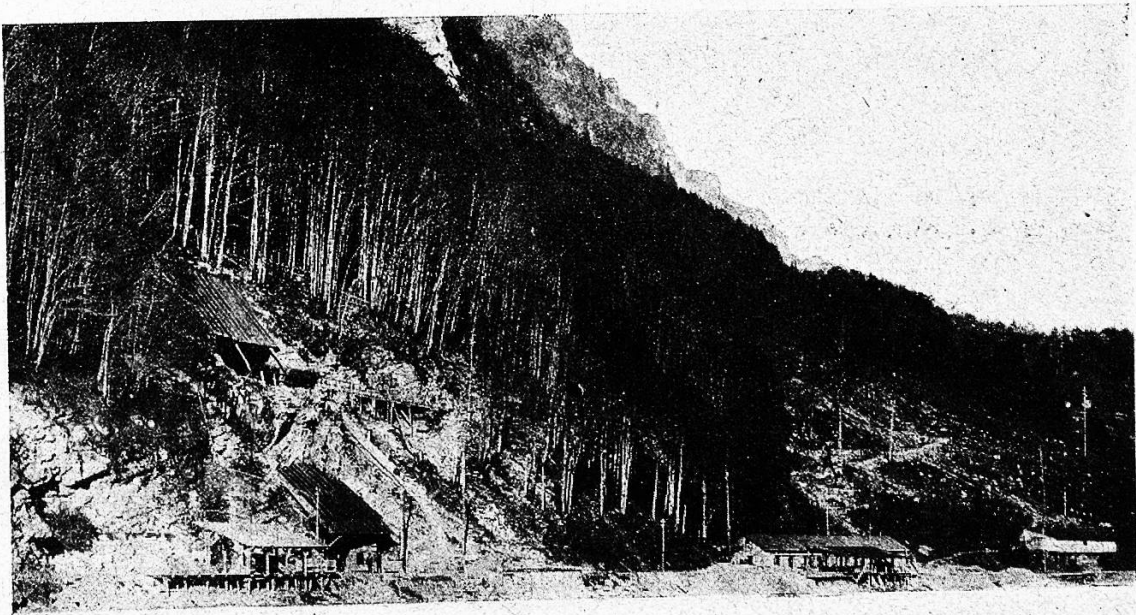
Nein; es wandte sich wieder zum Bessern. Bevor der eisfreie Ring nördlich der Alpen verschwunden, erfolgte die Umkehr. Die Sonne entfaltete erneute Kraft. Die Sommer wurden wieder länger und wärmer und schmolzen mehr Schnee und Eis, als die Winter niederlegten. Das Tiefland befreite sich von dem kalten Panzer. Noch tausende von Jahren schoben Elbe-, Rhein-, Rufs-, Mare- und Rhonegletscher ihre gewaltigen Eisströme ins Land hinaus. Langsam nur erfolgte der Rückzug in ihre Stammgebirge; oft unterbrochen durch jahrzehntelangen Stillstand, wie viele mächtige Endmoränenwälle im Schweizerlande beweisen. Da wiederholte sich das Vergrünen des Bodens, das Nachrücken reichen, vielgestaltigen Lebens, die Bewaldung, das Auftreten mannigfaltiger Tiere, von denen viele und gerade die größten Arten, wie das Mammoth seit langem schon wieder vom Schauplatz des Lebens abgetreten sind. Und als auch Elbe und Rufs ihre Wasser längst wieder in Freiheit dem Rheine entgegenführten, da wiederholte sich für unser Klöntal die grauenvolle Katastrophe aus der Interglacialzeit.

Diesmal brach das Unheil vom Wiggis herein. Die taleinfallenden Schichten der westlichen Büttenerwand hatten sich durch die nimmerruhende Arbeit des Sickerwassers von ihrer Unterlage gelöst. Als nun die seitlichen Stützen allein die enorme Last nicht mehr zu halten vermochten, brachen die Schichten dort ab, glitschten hinunter und stürzten über den Rand des stehengebliebenen untern Teiles der Felswand ins Tal, sich selbst und alles am Wege zermalmend. Der abgebrochene, zertrümmerte, aus großer Höhe stürzende Berg stieß mit der ihm innewohnenden ungeheuren lebendigen Kraft auf den Sackberg, brandete hoch hinauf, fiel in sich zurück, und nun ging's in fürchterlichem verderbenbringendem Durcheinander talein- und namentlich talauswärts. Die grünen Halden von „Blanken“ bilden die stehengebliebene Unterlage; die Ostseite des „Deyenstock“ die westliche Abbruchstelle.

Durch das Ereignis wurde der Weg dem Rufs gründlich verlegt. Die Bildung eines viele hundert Meter tiefen Seebeckens, welches die Talmulde bis zum Zimmerwald erfüllte, war die Folge. Am niedersten Punkte des

Schuttwalles verließ ein neuer Löntsch den See, mehrere Hundert Meter höher als der alte. Bei dem stark vermehrten Gefälle über durch die noch ungefestigten Gesteinsmassen übte er eine so schwer erodierende Wirkung aus, daß der Spiegel des Sees sich wohl in kurzer Zeit bedeutend gesenkt haben wird. Erst stark an die Glärnischseite hinübergedrängt, griff der Fluß auch den Sackberg wieder an, schnitt dessen Ostseite scharf ab und meißelte die Hügel von Glarus aus dem uralten Gleitersturz heraus, bald neben bald zwischen ihnen seinen Lauf vollführend. Allmählich verlegte er sein Bett wieder mehr und mehr gegen den Wiggis zu, wohl deshalb, weil der Boden des Sackberges — der ja schon den Löntschgletscher der letzten Eiszeit getragen — den Wassern ungleich stärkeren Widerstand bot als die Blankensturzmassen. Mit dem sich stetig mindernden Gefälle und der Festigung der Ablagerungen wurde auch die Erosion geringer und schließlich fast null. Der Spiegel des Sees fiel nicht mehr weiter; die Geschiebe vom Prugel und vom Roßmattetal her, sowie die seitlichen Rutschen haben ihn sodann in die heute bestehenden engeren Grenzen gewiesen.

Daß beim Bergsturz ab „Blanken“ Menschen das Leben eingebüßt hätten, ist sehr unwahrscheinlich. Zwar war jetzt ihr Geschlecht über die Erde verbreitet. Als Genosse des Mammuth und des Renntiers bewohnte der Mensch



Stolleneinlauf des neuen Löntschwerkes (im Bar)
Nach einer Aufnahme des Photographie-Verlags Wehrli N.-G., Ritzberg.

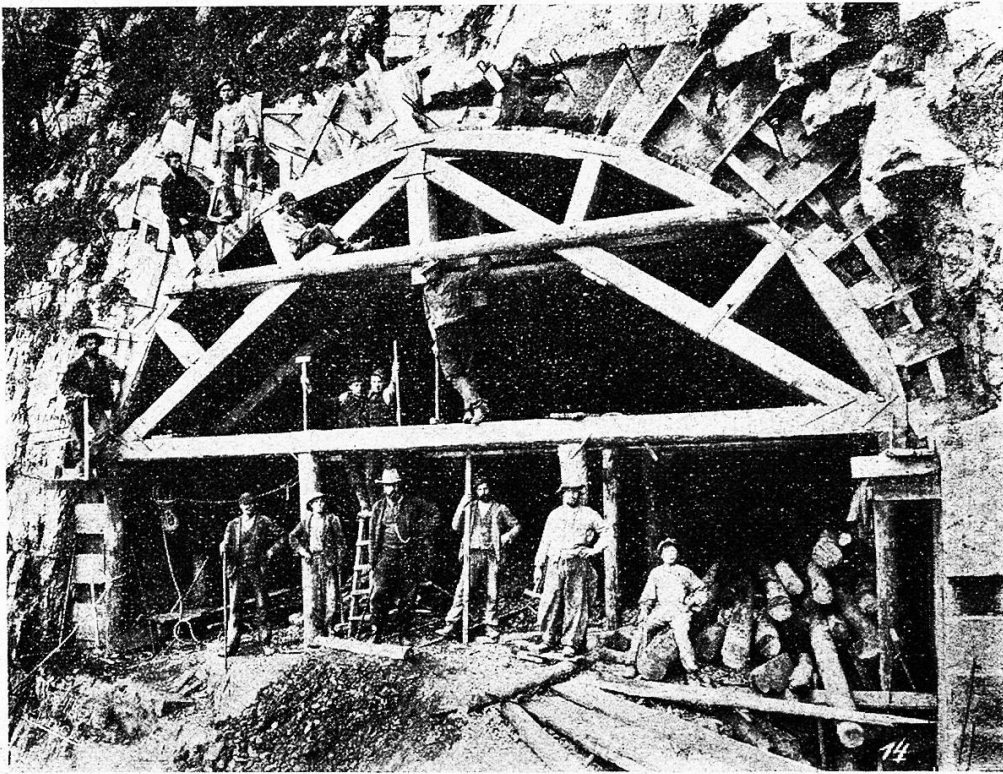
Mengen Brennholz. Das richtige Herbeischaffen des erstern verlangte neue auch Mitteleuropa jedenfalls schon gegen Ende der letzten Gletscherzeit. Aber in das Gebirge kam er erst Jahrtausende später. Auch im Tieflande von den mannigfaltigsten Feinden bedroht, mied er die Berge mit ihren besonderen Gefahren, den unzähligen Bewegungshindernissen und den kalten Nächten. Wohl erst die dichter werdende Bevölkerung oder das Verdrängtwerden durch fremde Stämme zwang einzelne Gruppen, in die Bergtäler vorzudringen. Hat man doch bis anhin, außer bei Chur und im Unterwallis, — also in den allerbreitesten Tälern — nirgends in den Schweizeralpen eine Spur menschlichen Daseins aus der Stein- und Bronzezeit gefunden.

Als die ersten Ansiedler ihre Hütten am Fuße des Vorderglärnisch, Wiggis und Schilt errichteten, da war die Gleitsfläche auf „Blanken“ mit Gras bewachsen, den Bergsturz verhüllte der Wald und der Löntsch lief seinen heutigen Lauf.

Am Anfang unserer Zeitrechnung, da der Stifter unserer Religion frohen Ernstes im heiligen Lande wandelte, fanden sich allerorten im Tale der Linth bereits Siedelungen vor. Ihre Anwohner rodeten den Wald in immer weitem Kreisen um dieselben; aber in Nebentäler wie unser Klöntal zu dringen, kam ihnen noch auf lange Zeit hinaus nicht in den Sinn. Sie hatten auch keine Veranlassung dazu, so lange Wild, Holz und Weide reichlich in der Nähe zu finden war.

Den Völkern der dichter bewohnten äußern Gebiete erschien das Schneegebirge als ein Ort der Schrecken. Noch nach dem Mittelalter galt die Reise über einen Alpenpaß mit ihren wirklichen und vermeintlichen Gefahren als ein gewagtes Unternehmen. Man atmete erleichtert auf, wenn man die unheimlichen Berge im Rücken und die gastlichere Ebene vor sich hatte. Die Bewohner des Berglandes selbst hingen gewiß von jeher an ihrer rauhen Heimat, allein ihre Anschauungen über deren Wert und Schönheit waren noch vor hundert Jahren von den unserigen grundverschieden. Mit wenigen Ausnahmen trieb sie lediglich der Erwerb in die Höhen, als Hirten, Jäger, Holzer usw. Einen Hochgipfel zum Vergnügen zu besteigen, fiel niemand im Traume ein.

Doch zurück zum Glarnerland. Wie allüberall unter gedeihlichen Verhältnissen mehrte sich die Volkszahl der ersten armseligen Siedelungen. Aus den weit auseinander liegenden Gehöften wurden Weiler, Dörfer und am Fuße der unvergleichlichen Pyramide des Vorderglärnisch entstand der Hauptort Glarus. Es wuchsen aber auch fortschreitend die Ansprüche an Nahrung, Kleidung und Wohnung. Der Urwald mußte weichen. Er wurde mehr und mehr zum genutzten Wald oder in Weideflächen verwandelt. Immer höher hinauf verwertete der Alpler den Boden für sein zahlreicheres Vieh. Natürlich ging's nicht nur die Berglehnen hinan, sondern jetzt auch in die langen Nebentäler hinein. Die Industrie kam in's Tal der Linth und benötigte Bauholz und, da ja die Steinkohlen noch nicht zu haben waren, namentlich große



Bau des Portales, aus welchem die drei gewaltigen Rohrleitungen aus dem Berge treten werden.
Hoch oben in der Felswand über dem Dorfe Netstal.
Nach einer Aufnahme des Photographie-Verlags Wehrli A.-G., Kilchberg.

Straßen und Wege. Ein Glück, daß die Verwendung der Steinkohlen — dieses köstlichen Erbes weit zurückliegender Schöpfungsperioden — auch fern ab von ihren Fundorten von Vorteil geworden ist. Die Bodenkultur großer Gebiete hatte angefangen in gräuliche Waldverwüstung auszuarten.

Jede Verbreiterung der Lebensbasis des Menschen bedingte naturgemäß eine Verschlechterung der Daseinsbedingungen für die auf gleichem Boden lebende freie Tierwelt. Sie ging an Zahl und Arten zurück. Viele ihrer einstigen Vertreter kennen wir nur noch dem Namen nach.

Möchte es den Bemühungen weitsichtiger Männer gelingen, durch gute Forst- und Jagdgesetze an Wald- und Tierleben zu erhalten, was gegenwärtig noch vorhanden ist.

IV.

Der Mensch hat sich die Erde untertan gemacht. Ursprünglich ganz vom Boden abhängig und allseits von feindlichen Elementen und Tieren bedroht, hat sein schöpferischer Geist zuwege gebracht, jenen für seine Zwecke umzuwandeln und diese zum guten Teil in seine Dienste zu spannen. Er ist der Natur gegenüber freier geworden. Die höhere Kultur, früher mehr an die gesegneten Gefilde der gemäßigten Zone gebunden, ist seither überallhin gedrungen, und jeder Fortschritt bricht sich rasch an den geeigneten Orten Bahn.

Das Hochgebirge hat seine Schrecken eingebüßt. Früher gemieden, ist es nun ein ersehntes Reiseziel geworden. Hunderttausende strömen Jahr für Jahr in die Täler der Alpen, zur Erholung, zum Vergnügen und zur modernsten Betätigung, dem Sport; in allerneuester Zeit selbst im harten Winter. Innerhalb weniger Jahrzehnte hat sich diesbezüglich ein gründlicher Umschwung in den Anschauungen der gebildeten Völker vollzogen. Sie haben die unvergleichliche Schönheit der Bergwelt erkannt. Und durch die Technik wurde jetzt auch ihr ureigener Reichtum aufgedeckt. Die Natur — die hier ihre Gaben sonst karg verteilt — verlieh ihr unerschöpfbares Gold in Form der stürzenden Wasser, deren Riesenkräfte nunmehr zum Wohle der Menschheit verwendet werden können.

Wenn es mit den Erfindungen und Fortschritten so weitergehen sollte, wie wird es in späteren Tagen auf Erden aussehen?

Das weiß kein Sterblicher. Seine und seines Geschlechtes Zukunft ist für ihn in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Und das wird immer so bleiben. Die Lehren der Vergangenheit und das Geheimnis der kommenden Zeiten warnen, trotz aller Freude Stolz am Erreichten, vor Überhebung. Sie mahnen zur Bescheidenheit und zur Furcht vor dem, nach dessen Gesetzen ungezählte Himmelskörper seit ewigen Zeiten ihre wunderbaren Bahnen durchs Weltall ziehen. Sie stärken den Glauben an Gott, der die Erde erschaffen und ganze Schöpfungen darauf erstehen und wieder vergehen ließ lange vor der Geburtsstunde des menschlichen Geschlechtes.

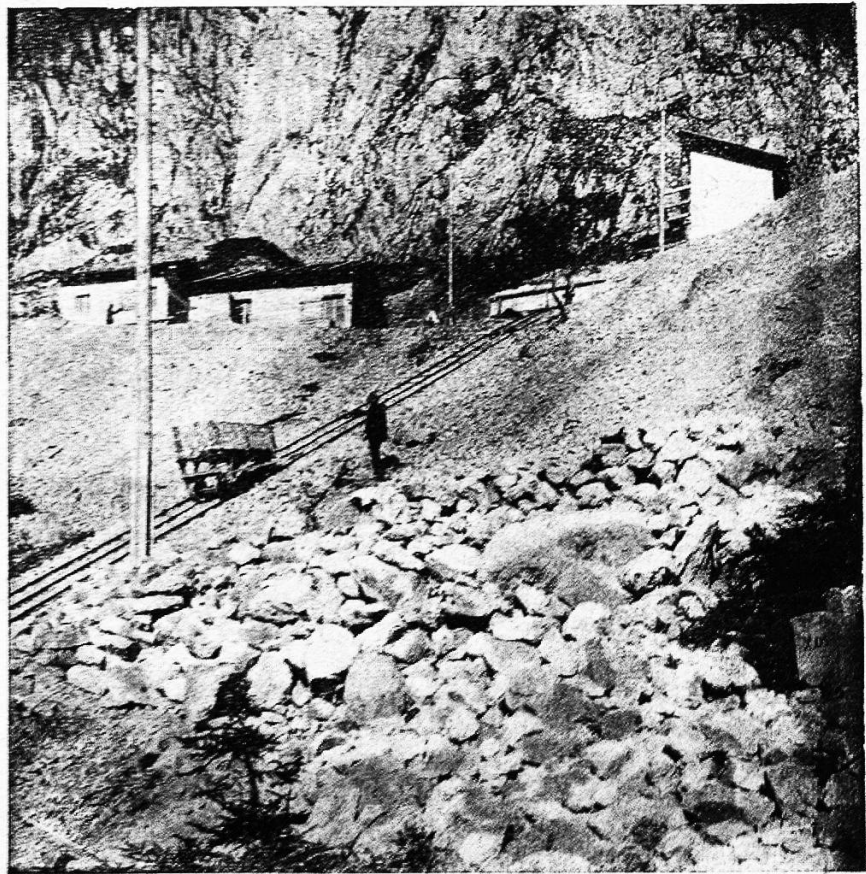
Sogar die nächste Zukunft ist für den Erdenbewohner und seine Pläne nie ganz sicher. Dennoch, mein Kamerad, wollen wir es wagen, uns unser Klöntal vorzustellen, wie es in wenigen Jahren aussehen dürfte.

Denn wiederum stehen diesem Tale einschneidende Änderungen bevor. Diesmal durch Menschenhand.

In der Morgenfrühe eines klaren Sommertages besteigen wir in Brunnen einen Landauer und fahren nach dem alten Flecken Schwyz, dem Ursprungsort der Eidgenossenschaft. Dann geht's ins Muottatal, wo sich ein reger Verkehr entwickelt hat. Die vollbesetzten Wagen der elektrischen Bahn begegnen oder überholen uns mehrmals bis zum Dorfe gleichen Namens. Auf der Station Muottatal geht's lebhaft zu. Pilger von und nach Einsiedeln und Besucher der weltberühmten „Höllochgrotten“ warten auf die Züge. Auch die malerischen eidgenössischen Postwagen stehen zur Abfahrt nach Glarus bereit. Nach kurzem Imbiß verlassen wir das Dorf und biegen in die neue großartige Kunststraße des „Pragel“ ein. Um die Knochen nicht steif werden zu lassen und um die Pferde etwas zu entlasten, kürzen wir einige Rehren des Aufstieges zu Fuß und hemdärmelig ab. Lächelnd betrachten wir den alten Plattenweg auf der jumpfigen Paszhöhe. Nun geht's rasch hinunter ins Richisau. Im Haupthotel wird Rast gehalten und zu Mittag gegessen. Wie herrlich ist's unter Plaudern und Träumen im herrlichen Ahornhain die größte Tageshize verstreichen zu lassen.

Nach 4 Uhr brechen wir auf. Die Pferde greifen nach den paar Stunden Ruhe macker aus. Gleich nach der Abfahrt passieren wir die Brücke über die dem Talabsatz zueilende „Richisauerflön“. Plötzlich eine Biegung nach Süden und im Nu fahren wir hoch in den Felsen des Zimmerwaldes dem Roßmattertale entgegen. Ein überraschender Ausblick hat sich plötzlich eröffnet. Durch nichts mehr verdeckt, steht jetzt die Riesenmauer der Glärnischkette vor unseren Blicken. Wir trauen den Augen nicht. Der See blinkt nicht, wie wir erwartet, in weiter Ferne. Er ist mehr wie doppelt so groß als früher. Seine Wellen bespülen den Fuß der Felsen an mancher Stelle und sein westliches Ufer ist bis an das Gasthaus zum „Vorauen“ herangerückt.

Seitwärts unter uns gewahren wir das liebe Hotel „Alöntal“ samt dem altvertrauten „Klausen“ und zwischen die ältern Berghäuschen eingelagert, eine ganze Zahl neuer Bauten. Vor dem Eingange ins Roßmattertal macht die Straße eine ganze Kehre; wir steuern wieder gegen Norden und dann den erwähnten Hotels zu. Eben da wir den See erreichen, legt das von Ausflüglern dicht besetzte Motorboot am Ufer an. Jetzt win-



Fenster (Seitengalerie) des Stollens, am Fuße der Büttenerwand.
Nach einer Aufnahme des Photographie-Vereins Wehrli A.-G., Altdorf.

det sich die Straße durch Risenen, Forst und Fels den spiegelnden Fluten entlang. Beim „Ruostelkopf“ kommen wir an einem kleinen Steingebäude vorbei; nicht weit davon steht ein hübsches Haus. Das sind die einzigen Bauten längs der Seestrecke. Die wüsten Eishütten sind verschwunden. Beim Hotel „Rhodannerberg“ wird Halt gemacht. Von der wellenbespülten Terrasse aus wollen wir nochmals auf ein halbes Stündchen das prächtige Landschaftsbild betrachten. Der uralte Trümmerhaufen, der waldbewachsene Sackberg, steht mit seinem nordwestlichen Fuße im Wasser. Dahinter steigt sein Ursprungsort, die Gleiterschluft, steil in die Höhe. Nebenan weitet sich auf mächtigem Felsenuntersatz der imposante Lawinenkessel des „Schlattalpli“.

Und über alles das erheben sich der massige Gipfel des „Ruchen“ und das reine Schneefeld des „Breneliszgärtli“, beide verbunden durch den blinkenden Gletscher.

Eine Straße umzieht das ein Stück weit schnurgerade Nordufer des Sees, zuerst nur durch ein Geländer vom Wasser getrennt. Von der Mitte des Geländers aus führt ein Lauffsteg zu einem knapp über den Seespiegel ragenden steinernen Ring. Was ist aus dem alten Wirtshaus, der hölzernen Halle und dem großen Stalle drüben im „Güntlenau“ geworden? Sie wurden abgetragen, denn ihr Baugrund ist jetzt von den Fluten bedeckt.

Ungern geht's zum Aufbruch. Kurz nach dem Verlassen des schönen Erdenwinkels beginnt die Straße zu fallen. Unsere Traber werden lebhaft; der Trieb nach dem gewohnten Stalle ist von ersichtlicher Wirkung. Wir nähern uns dem Ufer des Löntsch. Oh weh! Wir kommen wohl an sein leeres Bett; von dem wilden Gesellen ist nichts mehr zu sehen. Unwillkürlich spähen wir zurück, uns sein Ausbleiben gleichsam zu erklären suchend. Da gewahren wir, wie ein hoher Damm Bachbett und Tal von einem Berg zum andern sperrt. Oben läuft ein Geländer und dahinten befindet sich — das beweist uns ein fahrendes Langholzfuhrer — eine Straße. Das schnurgerade Nordufer war also die Krone eines Staudammes. Unten gähnen uns zwei schwarze Tunnelöffnungen inmitten des trockengelegten Flusses entgegen. Seitwärts, weit im Bergesinnern unter dem Glitschhang von „Blanken“, schiebt sich der Ablauf des Klöntalersees seinem Bestimmungsorte entgegen. Jenes weiße Häuschen am „Ruostelkopf“ beherbergt die kunstvollen Falleneinrichtungen. Dreißig Meter unter der Straßenkante tritt dort das Wasser in den Felsen ein. Nur bei bedeutendem Hochwasser, wenn der Spiegel des Sees über den Steinring beim Lauffsteg zu wachsen vermag, fällt der überflus in diesen Trichter und bricht aus den Dammportalen hervor. Für gewöhnlich ist der Löntsch an dieser Stelle leider beseitigt.

Wehmut will uns beschleichen. Gut, daß wir in den Wald gelangen. Bei dem starken Gefälle des Tales und dem ebenmäßigen der Straße befinden wir uns bald hoch über dem Grunde. Das Bachbett ist den Blicken entzogen; wir freuen uns an den abendlichen Farben in Berg und Wald. In der Rife unterhalb der Büttenerwand treffen wir auf die eingegangene Straße. Rechts unten im Tobel ist es still. Das Rauschen des kleinen Baches — der Sammlung vieler im Löntschbette ausmündender Quellen — vermag nicht auf den Weg zu dringen. Unser Rosselenfer macht uns auf ein Loch am Fuße der himmelhohen Felsenwand aufmerksam. Dort oben hinter diesem Fenster gleitet der gefangene Fluß lautlos vorüber.

Langsam fahren, Kutscher!

Als wollte der Schöpfer der Straße den mühelos im Wagen fahrenden Reisenden die großartige Landschaft noch einmal von allen Seiten vor Augen führen, folgen sich jetzt große Kehren und dann setzt die Straße auf prächtigem

Steinviadukt über Bach und Tiefe auf die andere Talseite über. Über das Dörfchen Kiedern hinaus schweift der Blick ins weite Glarnerunterland. Da zieht ein großes, oberhalb Netstal stehendes Gebäude unsere Aufmerksamkeit auf sich. Aus den Felsen des Wiggis heraus fallen drei parallele dunkle Linien auf das Gebäude ein. In diesen Rohrsträngen stoßen die gepreßten Wasser des Löntsch auf die sinnreich gebauten Turbinen. Hat man nur teilweise oder gar keine Verwendung für dieselben, so werden sie einfach zurückgehalten. Damit der Sohn der Berge durch solch barsches Zügeln seine Urkraft nicht zu zornigem Unfug mißbrauche, muß er in finsterner Felsenkammer in die Höhe steigen, bis man seiner Dienste wieder bedarf. Vom Maschinenhaus weg gehen die verschiedenen Leitungsstränge, um weit herum in der Ostschweiz Licht, Wärme und Kraft zu spenden. Ein Wunderwerk moderner Technik.

Bevor wir in Kiedern einfahren, wo die Häuser die Aussicht hindern, bemerken wir gerade noch, daß das Turbinenhaus auf einer Seite in einem Weiher steht. Nach getaner Arbeit tritt dort der immer klare Löntsch ans Licht, um sich zu sammeln und den letzten Rest seines Weges zur Linth in altgewohnter Weise durch das Dorf Netstal hinunter zu nehmen.

Auf einem Viertelbogen nach Süden schwenken die Pferde in die alte Straße ein. Vor uns erscheint auf einmal, im Abendschatten ruhend, die heimatliche Stadt Glarus. In wenigen Minuten ist sie erreicht. Und damit, mein Freund und geduldiger Begleiter, sind auch wir am Ende unserer sonderbaren Fahrt.

Falsche Bildung.

(Bildungsphilister; Kunstphilister. Ausschaltung des natürlichen Gefühls. — Das Stoffliche. Kunst und Gymnasialbildung. Schullust.)

Zur Charakterisierung des modernen Bildungsmenschen, wie er sich in den modernen sozialen Verhältnissen entwickelt hat, ist von Nietzsche ein sehr treffendes Wort gefunden worden. Er nennt alle Leute, die die Bildung nicht aus innerem Trieb und Entwicklungsdrang, sondern aus Gründen gesellschaftlicher Eitelkeit suchen, Bildungsphilister. Damit ist gut der Umstand bezeichnet, daß es den Betreffenden nur um die äußere Form, das mechanische Wissen, um die vielen an der Oberfläche unseres bunten Lebens treibenden Erscheinungen zu tun ist, niemals aber um das Wesen der Dinge, daß die Bereicherung des Wissens in keinem Fall auf das innere Sein der Menschen bildend zurückwirkt und daß der Philister immer sich gleichbleibt, auch jetzt, wo er sich den Anschein einer umfassenden Geistigkeit zu geben weiß. Auch der Kunst stehen die meisten, sogar die den besseren Ständen Angehörigen als solche Bildungsphilister gegenüber, und nirgend sonstwo ist dieses Verhältnis schädlicher. Wenn in Politik und Wissenschaft gekannegießert wird, so hat es weniger unmittelbare Folgen. Bei der Wahl von Abgeordneten oder bei andern öffentlichen Funktionen wird